



Heinz Gralki

Warten auf Museveni aus Unterolberndorf oder Warum ich den Kilimandscharo nicht bestieg

The Dogs of war !

“Cry “Hadoc” and let slip the Dogs of War”

So lautet eine Zeile in Shakespears “Julius Cäsar“.

Marlon Brando, der im amerikanischen Filmdrama “Julius Cäsar“ 1953 den Mark Anton spielte, schreit diesen Satz in die Höhen des “Theater Pompeius“. Dem Ort, an dem Cäsar am 13. Juli 100 v. Chr. durch 26 Dolchstöße starb.

The “Dogs of War“ ist aber auch ein mitreißendes Stück von Pink Floyd, dessen dramatische Passagen und mitreißenden Rhythmus man so schnell nicht vergisst – die im Video auftretenden geifernden Hunde auch nicht.

<http://www.youtube.com/watch?v=WU8UrZY2NXU&hd=1>

Und schließlich trägt ein Kriegsfilm von Frederic Forsight diesen Titel.

Mit dem Befehl “Hadoc“ werden Söldner - diese Hunde des Krieges – aufgefördert zu morden, zu plündern und zu brandschatzen.

Der Film spielt in Afrika und meine Geschichte auch und zwar im Jahre 1985.

In dem Jahr kehrte der heutige ugandische Präsident Yoweri Museveni aus seinem politischen Exil in Europa nach Uganda zurück, um dort die Macht zu übernehmen. Diese hat er bis heute inne. Aus der einstigen Lichtgestalt ist dann im Laufe der Jahre allerdings ein durchaus problematischer afrikanischer Führer geworden.

Doch der Reihe nach.

Sundowner Grundkurs in Kampala

Ich fand den Namen des einsamen Herrn auf der Terrasse des Speke-Hotels in Kampala ungewöhnlich:

Er stellte sich Madeleine – meine Kollegin aus London - und mir mit "Ian" vor. Und ich lernte, dass man diesen – mir bis dahin unbekanntem - englischen Namen ungefähr wie Jan ausspricht!

Ian - ein schwergewichtiger, großer Brite mit einem freundlichen, gutmütigen, vertrauenerweckenden Gesicht, einem sehr festen Händedruck und einer ewig qualmenden Zigarre "Ashton No. 2 Heritage" aus der Dominikanischen Republik – wie er beiläufig, genussvoll und mit Stolz erwähnte.



Ian führte uns in die britische Kolonialkultur des Sundowners ein, des Tagesabschlussdrinks bei Einsetzen der tropischen Dämmerung.

Die Gefahr durch diesen Sundowner auf Ginbasis zum Alkoholiker zu werden ist an sich gering, da die Dämmerung in den Tropen sehr kurz ist. Auch in Kampala, der Hauptstadt Ugandas.

Ian lud uns zum Sundowner ein – er selbst gönnte sich eine doppelte Portion Gin und erklärte das mit medizinischen Gründen: der Gin diene der Malariaphylaxe und da könne man gar nicht vorsichtig genug sein. Und gesalzene Cashew-Nüsse – so viel wie möglich - würden die vorbeugende Wirkung unterstützen.

Ian war Gesprächig und wurde immer Gesprächiger. Er erzählte, dass er sein Büro in einem sehr komfortablen Anwesen in Cockburn Town auf den karibischen Turks Islands habe und seine Familie in Mexico, in Veracruz, wohne.

Mittlerweile war es dunkel geworden, aber die Malariaphylaxe wurde Ian immer wichtiger.

Seine Zunge wurde noch lockerer und er erzählte uns den Grund seines Hierseins: er habe von der ugandischen Regierung den Auftrag bekommen, unansehnliche, nicht mehr gebrauchsfähige ugandische Geldnoten zu vernichten. Also sicher zu verschreddern. Eine höchst komplizierte und gefährliche Angelegenheit. Zu viele Gauner und Verbrecher versuchten, die kostbaren Geldnoten vor der schrecklichen Zerstörung zu retten!

Der ugandische Ministerpräsident Obote sei ein alter Freund von ihm und zwar seit der Zeit als Uganda noch britische Kolonie war. Sie hätten damals gemeinsam - Anfang der sechziger Jahre - Jura studiert. An der berühmten, hochangesehenen Makerere University in Kampala.

Durch Zufall sei er auf das Schredder-Geschäft gestoßen. Dann habe er sich in die komplizierte Technik eingearbeitet und die Juristerei an den Nagel gehängt. Nun sei er vielen Regierungen in Ländern der Dritten Welt zu Diensten.

„Und was macht Ihr hier?“, fragte er Madeleine und mich.

Wir antworteten wahrheitsgemäß, was wir ab übermorgen an der Makerere-Universität tun würden: Wir seien eingeladen, den Professoren dort gute Ratschläge zu geben, wie man Vorlesungen spannender, besser und erfolgreicher machen könne. Wir würden also ein hochschuldidaktisches Seminar durchführen. Die "Deutsche Gesellschaft für Entwicklung" habe das Projekt entwickelt und finanziert.

Ian schien das nicht weiter zu interessieren. Stattdessen fragte er uns, ob wir Lust hätten, morgen einen guten alten Freund zu besuchen? Das könnte doch interessant für uns sein. Sein Freund sei Besitzer einer – für ugandische Verhältnisse - recht großen Teeplantage, südwestlich von Kampala. Wir müssten aber um 6:00 Uhr vom Hotel aus starten.

Wir sagten zu – obwohl es uns gar nicht behagte, so früh aufzustehen.

Der Morgen danach

Wir waren pünktlich und der frühe Morgen war angenehm frisch.

Mit dem, was wir nun sahen, hatten wir allerdings nicht gerechnet, als wir Ians Einladung gestern Abend annahmen.

Vor unserem Hotel stand ein himmelblauer Landrover. Ian lehnte rechts an der Fahrertür, unterhielt sich mit dem ugandischen Fahrer und rauchte schon am frühen Morgen eine dominikanische Ashton No 2.

Am Heck des Landrovers sahen wir links und rechts zwei kleine Plattformen und darauf standen zwei junge, sympathische, ugandische Soldaten. Sie spielten friedlich, fröhlich und vergnügt mit ihren Maschinenpistolen.

Ian sah unsere Verwunderung, lachte und forderte uns auf einzusteigen – wir hätten eine lange Fahrt vor uns.

Unser Fahrer verstand sein Chauffeur-Handwerk. Er bearbeitete die Hupe meisterhaft und ließ alle Menschen auf den - trotz der Frühe - belebten Straßen unverletzt.

Jedenfalls soweit wir das auf die Schnelle beurteilen konnten.

Wir fuhren erst südwestwärts bis Masaka und dann westlich nach Bushenyi, der Hauptstadt des immer noch existierenden Königreichs der Bantu.

Irgendwo – noch in der Nähe von Kampala - überquerten wir den Äquator. Am Rande der Straße machte eine ringförmige Skulptur uns darauf aufmerksam. Es gab aber keine Taufe, wie bei den Seeleuten. Und eine Äquator-Delle im Asphalt spürten wir auch nicht.

Die ganze Fahrt führte uns durch eine hügelige, grüne, friedliche Landschaft. Nur die hin und wieder in Gruppen stehenden mächtigen Palmen verhinderten Assoziationen zum Weser-bergland. Dass das Grün der Landschaft Teeplantagen waren, hätten wir nicht erkannt, wenn Ian uns nicht darauf aufmerksam gemacht hätte.



In den Orten, die wir - ohne die Geschwindigkeit merklich zu drosseln – durchfuhren, sahen wir quirliges Leben. Viele Kinder, viele Frauen, viele rauchende und trinkende Männer und viele Bretterbuden, die vorgaben, Restaurants zu sein.

Und dann waren wir da! Im bescheidenen Landhaus, das Ians Freund sein eigen nannte. Die beiden Freunde umarmten sich herzlich. Aber ebenso herzlich wurden auch wir Freunde begrüßt – als würden wir uns schon sehr lange kennen.

Afrika eben!

Im großen Livingroom tranken wir den Tee und genossen die afrikanische, herzliche, immer wieder herzerwärmende Gastfreundschaft.





Ich muss gestehen, ich habe vom Gespräch nicht viel mitbekommen – wohl aber, dass Ian und sein ugandischer Freund die aktuelle politische Situation im Land für äußerst brisant hielten und dass Madeleine, die Britin, über ugandische Politik recht gut Bescheid wusste.

Kein Wunder, war Ihr Vater doch ein hoher britischer UN-Beamter in New York.

Die Rede war von Politikern, deren Namen ich noch nie gehört hatte – außer Idi Amin. Aber die

Namen Tito Okello, Milton Obote oder Yoweri Museveni waren mir fast völlig unbekannt.

Das Gespräch dauerte allerdings nicht so lange, dass es wirklich anstrengend für mich wurde. Wir mussten bald wieder aufbrechen, um nicht zu lange durch die Dunkelheit fahren zu müssen. Denn nicht jeder Ochsenkarren in Uganda ist entsprechend der deutschen Straßenverkehrsordnung beleuchtet.

Zurück im Speke-Hotel lag eine Nachricht für uns von Professor Dr. Venansius Baryamureeba.

Professor Baryamureeba war damals Vice-Chancellor der Makerere Universität. Die Nachricht war ganz unafrikanisch knapp: Er würde uns morgen um 11:00 Uhr zur Universität abholen lassen. Außerdem lud er uns zum Abendessen zu sich nach Hause ein.

Professor Baryamureeba hatte uns vorgestern schon vom Flughafen Entebbe abgeholt. Madeleine und ich freuten uns auf das Wiedersehen mit diesem liebenswerten Professor von mächtiger Größe und mit einem gewinnendem Lächeln. Und natürlich freuten wir uns auch auf die Einladung zum Abendessen.

Nebenbei: In Entebbe hatte Professor Baryamureeba uns am alten, jetzt stillgelegten Flughafengebäude die Einschusslöcher gezeigt, die 1976 bei der gewaltsamen Befreiung eines französischen Flugzeugs mit vielen israelischen Passagieren entstanden waren.

Es schauderte uns ein wenig. Vor allem auch der Gedanke, dass zwei der vier Entführer Deutsche waren, ein Mann und eine Frau. Die Frau – Brigitte Kuhlmann - las aus den Pässen die Namen der Passagiere laut vor. Alle 77 mit israelischem Namen wurden in einen Nebenraum geführt.

Vier Tote waren bei der israelischen Befreiungsaktion zu beklagen. Aber der Gedanke, dass der ugandische Präsident Idi Amin - der die Flugzeugentführer und die Flugzeugentführung euphorisch begrüßt hatte - längst die politische Bühne des Landes verlassen hatte, ließ uns das schreckliche Ereignis doch als ein historisch recht entferntes Geschehen sehen.

An der Makerere-Universität

Der Empfang an der Makerere Universität war entspannt, herzlich und fröhlich.

Es gab ein paar, für uns höchst schmeichelhafte Reden und es wurde viel gelacht. Madeleine und ich bedankten uns artig, priesen Ugandas Schönheit und das weltweit bekannte hohe wissenschaftliche Niveau der Makerere-University. Wir stellten uns kurz und knapp vor und erläuterten unser Programm für die nächsten Tage.

Es wurde viel gelacht, viel gefragt, viel diskutiert.

Anschließend dann: fröhlicher, zwangloser Small-Talk mit Kaffee, Tee und Keksen.

Afrika eben!



Und dann das Abendessen bei Professor Baryamureeba! Es war afrikanisch und köstlich. Für Kenner der ugandischen Küche sag ich nur:

Matoke!

Und meine damit, die über die Grenzen des Landes bekannte kulinarische ugandische Köstlichkeit:

Kochbananen werden zu einem festen Brei verarbeitet und mit Fisch geschmacklich veredelt. Dazu gibt es dann Unmengen von Ziegen- und Hühnerfleisch. Matoke isst man mit den Fingern und der Name bedeutet "die mit den Fingern zu essende Köstlichkeit".

Dazu gab es Bier, viel Bier – und mit einem gewissen Stolz erzählte Professor Baryamureeba, dass Uganda weltweit den höchsten Pro-Kopf-Verbrauch an Alkohol habe.

Professor Baryamureeba bat uns nach dem Essen ins große Nachbarzimmer.



Er erzählte uns, dass er eigentlich noch einen weiteren Name habe, aber das sei ein Ehrentitel, mit dem er aber in Uganda angesprochen würde: Salango. Und das bedeutet "Vater von Zwillingen". Er sei aber in Uganda ein ganz besonderer Salango, weil er zweimal Vater von Zwillingen sei.

Und damit war er bei seinem Thema: Familie.

Und es gab Videos zu sehen, viele Videos. Von seiner Hochzeit und die von seinen Eltern. Von den Kindern, Zwillingen und Enkelkinder und natürlich auch von Nichten und Neffen, Onkel und Tanten, Ausflügen, Reisen und Beerdigungen.

Ich hätte mich sicher gelangweilt, hätte Salango nicht so packend von den Eigenschaften und Erfolgen seiner Familie erzählt und uns immer wieder zum Lachen gebracht.

Ein klein wenig irritierten mich nur die Videobänder, die der Reihe nach in den Schacht des Recorder geschoben wurden. Sie sahen alle so aus, wie die 60 Bänder die ich in einem großen Koffer aus Deutschland mitgebracht hatte, weil die Universität uns einen dramatischen Mangel an dringend benötigten Videobändern mitgeteilt hatte.

Aber dann mir fiel das afrikanische Sprichwort ein:

Ein Kamel macht sich nicht über den Buckel eines anderen lustig.

Hatte ich nicht auch schon mal....?

Über das Seminar gibt es nicht viel zu berichten: es war ebenso entspannt und fröhlich wie der Empfang am Vortag. Es hat uns Spaß gemacht, wir hatten Freunde gewonnen, wir hatten weitere Kontakte vereinbart und der Abschied fiel uns schwer.

Die Eroberung des Flughafengebäudes – 27.7.1985 - Der erste Tag

Professor Baryamureeba hatte uns vom Flughafen abgeholt und nun brachte er uns auch zurück.

Die 60 km lange Fahrt von Kampala nach Entebbe nach dem Seminar war eigentlich ruhig, friedlich und angenehm. Das einzig Ungewöhnliche auf der Fahrt waren die vielen road-blocks.

Schwer bewaffnete Soldaten hielten uns auf offener Strecke an. Die Gespräche zwischen Professor Baryamureeba und den Soldaten erschien uns – also Madeleine und mir – nicht sonderlich freundlich oder entspannt. Und alle Stopps endeten damit, dass unser Professor den Soldaten etwas gab, meist große Bananenstauden, Geld oder auch Zigarettensangen.

Doch größtenteils verlief die Fahrt nach Entebbe angenehm, verbunden mit einem kräftigen Schuss Wehmut.

Es waren schöne Tage in dem Land Uganda, das sich Buganda nannte, dem Land der Bagandas, die die Sprache Luganda sprechen. Madeleine und ich waren nach fünf Tagen zwar etwas erschöpft, aber auch sehr entspannt und zufrieden.

Professor Baryamureeba erzählte, erzählte und erzählte. Geschichten aus Uganda und der Welt. Er war viel gereist, kannte Idi Amin persönlich recht gut und lobte ihn als großzügigen Förderer der Makerere Universität.

Dem jetzigen Präsidenten Obote, dem alten Goldschmuggler, stand er – gelinde gesagt - etwas verhaltener gegenüber.

Am Flughafen angekommen, half uns unser Professor – offensichtlich bei allen gut bekannt - beim Einchecken.

Alle Offiziellen des Airports erkannten ihn sofort, alle redeten ihn respektvoll mit Salango an, so dass die bürokratischen Notwendigkeiten erstaunlich schnell zu einem erfolgreichen Ende kamen – was ja in Afrika durchaus nicht immer der Fall ist.



In diesem Moment - wir hatten unsere Pässe schon wieder in den Händen - kam eine Nachricht aus dem grässlich übersteuerten Lautsprechern:

Wir bitten alle Passagiere das Gebäude umgehend zu verlassen!

Immer wieder der gleiche Satz.

Unser Professor war ratlos, meinte dann aber, wir sollten die Treppe hoch gehen. Die Treppe, die zum Flughafenhotel führte.

Über das Geländer gelehnt sahen wir dann, wie alle Flughafenläden geschlossen und mit schweren Ketten gesichert wurden. Die Angestellten verließen fluchtartig die Halle. Passagiere waren schon nicht mehr zu sehen – bis auf eine Gruppe von acht jungen Europäern – drei Frauen und fünf Männern - die ebenso ratlos waren wie wir.

Wir riefen ihnen zu, zu uns nach oben zu kommen. Sie taten es und somit waren wir 10 Europäer die sich ängstlich aber vertrauensvoll um unseren angesehenen Professor scharten. Innerhalb von fünf Minuten waren wir die einzigen Menschen im Flughafengebäude

Beim Blick durch die hohen Fenster, Richtung Norden, sahen wir dann, um was es hier ging. Und es beruhigte uns nicht.

Von den grünen Abhängen, die das Flughafengebäude umgaben, rannten Dutzende von Soldaten mit Maschinengewehren in der Hand auf unseren Flughafen zu. Nicht als geschlossener Trupp, sondern ohne jede Formation.

Kaum waren sie auf dem Flughafengelände angekommen brachen sie die vier Autos, die noch auf dem Parkplatz standen, auf und raubten sie aus.

Die Soldaten kamen dann wild schießend immer näher, bis sie unten in der Halle standen. Es waren wilde Kerle in Turnschuhen, Shorts und zerschlissenen Uniformjacken. Den Finger immer am Abzug ihrer Kalaschnikows. Und dann peitschten Schüsse. Die Soldaten schossen die Schlösser an den Duty-free-Laden auf. Und damit hatten sie Zugang zu unerschöpflichen Promillewelten.

Wir sahen sie aus Jim-Beam-Flaschen trinkend wieder rauskommen. Schüsse hallten durch die Flughafenhalle. Dann war Ruhe. Irgendjemand mit Befehlsgewalt hatte sich mit Dauerfeuer aus seiner Maschinenpistole Respekt verschafft und herrschte seine Kollegen wie unartige Kinder an. Diese verließen murrend und mit vielen Schnapsflaschen in den Händen die Halle.

Der Spuk war vorbei aber die Ruhe war gespenstisch.

Uns hatten sie offenbar nicht bemerkt.

Dachten wir!

Unser Professor beruhigte uns. Wir müssten keine Angst haben, das würde sich alles klären. Was blieb uns anderes übrig, als zu versuchen, ihm zu vertrauen.

Nach einiger Zeit gingen wir runter in die Halle. Sogar nach draußen. Und dann sahen wir aus einiger Distanz und glücklicherweise ohne Details, wie eine Gruppe von Soldaten den Tower eroberte und die Drei-Mann-Besatzung erschoss. Wir hörten die Schüsse und sahen drei Menschen zusammensacken.

Von allen unsicheren Plätzen schien uns das Innere des Flughafens immer noch am sichersten – wir liefen also wieder zurück auf “unsere“ Empore.

Alles war ruhig.

Und dann stand er vor uns, der Mann mit Befehlsgewalt, mit seiner schussbereiten Maschinenpistole. Unser Professor versuchte mit ihm zu reden. Er wurde barsch abgewiesen. In gebrochenem Englisch verlangte der Soldat Bier von uns. Wir beeilten uns, ihn aus den Hotelbeständen zu bedienen. Erst nachdem wir ihm Zigaretten angeboten hatten, wurde er etwas freundlicher: „Don` t worry, there are no problems“ versicherte er uns. Solange er diese Uniform an habe, hätten wir von ihm und den anderen Soldaten nichts zu befürchten.

Wir hofften, dass er die Uniform nicht auszieht.



Der Mann befahl uns dann recht bestimmt - die Maschinenpistole auf uns gerichtet - sofort ins Hotel zu gehen. Wir taten wie befohlen!

Als wir alle in der Lobby des Hotels waren, verließ er uns und versuchte, die Eingangstür des Hotels von außen abzuschließen – was ihm aber nicht gelang!

Da saßen wir nun in der Lobby eines durchaus angenehmen, nach üblichen Standards eingerichteten Flughafenhotels und ließen uns in die komfortablen Sessel fallen. Erleichtert und entspannt! Vor uns ein Fernseher! Einer von uns stieß einen Freudenschrei aus: er hatte

einen weiteren vollen Kühl-schrank mit Bierflaschen entdeckt.

Ein anderer stieß Kraftwörter aus, als er uns mitteilte, dass der Fernseher zwar technisch arbeiten würde, er aber keinen Sender fand. Offenbar hatte das Hotelpersonal die Antenne mitgenommen.

Dann kam aber die Meldung unserer es TV-Experten, dass der Videorecorder zwar arbeiten würde, es aber nur ein Video gäbe: Den Forsight Film “The Dogs of War“.

Auch das noch. Wie sehnte ich mich plötzlich nach Peter Alexander und dem Komödiantenstadl.

Zu tun gab es nichts, also machten wir uns mit den Gegebenheiten des luxuriösen Flughafenhotels vertraut. Zimmer gab es genug, jeder der ein Einzelzimmer suchte, fand auch eins und die beiden Pärchen machten es sich in zwei komfortablen Doppelzimmern mit King-Size Betten bequem.

Schnell stellte ich aber beim Gang auf die ebenfalls für afrikanischen Verhältnisse luxuriösen Toiletten heraus, dass sich der Komfort durchaus in Grenzen hielt: das flüchtende Hotelpersonal hatte das Wasser abgestellt.

Nun gut, wir wollten hier ja nicht ewig bleiben. Und Bier gab es ja genug.

Die markante Stimme unseres Professors rief uns dann nach geraumer Zeit wieder in die Lounge zurück. Er erzählte uns, dass er gerade noch einmal mit dem Soldaten mit Befehlsgewalt gesprochen habe. Der habe ihm versichert, es würde uns nichts geschehen, wir sollten keine Angst haben, stattdessen ruhig bleiben und das Hotel unter keinen Umständen verlassen. Soldaten würden uns Essen bringen. Er würde jetzt nach Kampala fahren um von dort aus Hilfe für uns zu organisieren.

Sprach`s und verschwand.

Ich würde lügen, würde ich sagen, dass wir in diesem Augenblick kein mulmiges Gefühl gehabt hätten. Mutterseelenallein im tiefsten Afrika inmitten einer schießwütigen Horde marodierender Sol-daten, deren Mordlust wir schon erlebt hatten!

Und nun war auch unser Professor weg!

Manchmal tut Bier richtig gut und viel Bier noch viel besser. So wurde es noch ein fröhlicher Abend mit vielen Afrika-Geschichten. Von Udo, der mit Fahrrad und Gitarre vom Sudan aus eingereist war und Susanne die vom Deutschen Entwicklungsdienst kam und ein Jahr in einem Krankenhaus gearbeitet hatte. Und wir erzählten von Teeplantagen, Geldschreddern, Sun Downern und der Makerere-Universität.

Der Alkoholpegel stieg und das mulmige Gefühl versickerte im Promille-Nirwana und irgendwann suchten wir schwankend unsere Zimmer mit den wasserlosen Toiletten auf.

Der zweite Tag – 28.7.1985

Am nächsten Morgen brachten uns zwei finster aussehende Soldaten in kurzen Hosen und Kalaschnikows über ihren Schultern in großen Körben Frühstück. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, was es war – nur dass ich den Kaffee köstlich fand und es für alle reichte.

Wir begannen den Tag, ohne Angst zu fühlen. Man empfindet keine Angst, wenn man sich über trockene Wasserhähne und recht einseitige Fernsehprogramm aufregen kann.

Gegen Mittag kam unser Professor zurück. Mit wenig ermutigenden Nachrichten. Er brachte es auf den Punkt: wir seien Geiseln!!!! Wir würden nur unter einer Bedingung freikommen: das Yoweri Museveni, der starke Mann in Uganda, der zurzeit im Exil in Schweden lebte, sicher in Entebbe gelandet sei. Was passieren würde, wenn es Museveni nicht gelingen würde sicher zu landen, war ihm nicht bekannt. Ebenso wenig, wann mit der Landung zu rechnen sei.

Verantwortlich für unsere Misere sei Tito Okello, der Vorsitzende des Militärrates. Dieser habe den Präsidenten Milton Obote gestürzt und warte nun auf Yowerie Museveni, dass der das Präsidentenamt übernehme.

Nach dieser Mitteilung sahen wir uns noch einmal in gedrückter Stimmung "The Dogs of War" an.

Unser Professor verließ uns wieder, weil er in Kampala versuchen wollte, uns doch irgendwie frei zu bekommen.

Recht früh am Abend hatten wir dann den Promillewert erreicht, der uns in die komfortablen Betten zwang.

Gegen vier Uhr nachts war meine Nacht allerdings viel zu früh zu Ende. Mit schwerem Gerät schlug man gegen meine Tür und schrie etwas in einer mir nicht vertrauten Sprache. Wohl weil ich in dieser Sprache nicht korrekt antworten konnte, trat man die Tür ein. Vor mir standen drei schwarze Soldaten mit ihren Kalaschnikows im Anschlag und schrien mich an.

In einer solchen Situation - das wusste ich aus Wildwest- und Kriminalfilmen – muss man zwingend die Arme heben. Die drei Soldaten sahen sich an, besprachen sich in einem zivilisierten Ton, nickten mir freundlich zu und verschwanden wieder über die eingetretene Tür.

Schlafen konnte ich nicht mehr!

Beim Frühstück stellte sich heraus, dass niemand sonst in dieser Nacht solch nächtlichen Besuch hatten. Ich hätte gerne darauf verzichtet und wählte für den Fall, dass wir an diesem Tag nicht freikämen, ein anderes Zimmer. Eines mit intakter Tür.

Der dritte Tag – 29.7.1985

Die Nachricht unseres Professors, der nächtliche Besuch und die Perspektive, dass Museveni vielleicht durch das eine oder andere Ereignis verhindert sein konnte zu kommen, ließen mich an Flucht denken. Als alter Bremer kam mir das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten in den Sinn: "etwas besseres als den Tod findest du überall".

Im Flughafengebäude konnten wir uns ja frei bewegen. Von einem der Fenster hatte man in westlicher Richtung einen großartigen Überblick über das Flugfeld, von dem aus wir so gerne in die Freiheit gestartet wären. Und sah man nach unten standen dort wohl 10 oder 12 kleine Sportflugzeuge, Pipers und Cessnas.

Nun hatte ich ein Jahr zuvor – im November 1984 – versucht, in Santa Monica / Kalifornien einen Flugschein zu erwerben. Das war mir zwar gründlich misslungen, da meine zeitlichen Vorstellungen für dieses Vorhaben viel zu knapp bemessen waren - aber immerhin hatte ich mit einer Cessna meinen ersten Alleinflug problemlos absolviert. 1985 wollte ich die Ausbildung zu Ende bringen, aber dann kam der interessante Auftrag, an der Makerere-Universität einen hochschuldidaktischen Kurs anzubieten.

Irgendwie gelang es mir dann auf das Flugfeld zu gelangen und mir die Cessnas genauer anzusehen. Keine der Maschinen war abgeschlossen und schon bei der ersten fand ich den Zündschlüssel im Cockpit.

Mir wurde schwindlig.

Ist das realistisch?

Woher bekomme ich Sprit, wie sieht es mit der Navigation aus?

Wie weit muss ich über den Victoria-See fliegen?

Soll ich jemanden mitnehmen? Wenn ja, wen?

Komm ich mit einer Tankfüllung nach Nairobi? Immerhin wären das 700 km.

Ich verließ das Flugfeld ziemlich erregt, verzog mich in mein neues Zimmer, studierte immer wieder die Karte und durchdachte alle Chancen und Risiken. Die Bremer Stadtmusikanten gingen mir dabei nicht aus dem Kopf.

Unser Professor kam nachmittags aber eigentlich nur um uns mitzuteilen, dass sich an der Situation nichts geändert habe, wir aber keine Angst haben sollten. Unsere brenzliche Situation sei bekannt und auch auf diplomatischem Wege würde man fieberhaft an unserer Befreiung arbeiten. Die UN sei auch aktiv. Ich vermute, Madeleines Vater nutzte alle seine diplomatischen Möglichkeiten, um uns zu befreien.

Der vierte Tag - 29.7.1985

Nichts gibt es über diesen Tag zu berichten. Bis auf die Langeweile. Außerdem wurden Mineralwasser und Lebensmittel knapp. Das morgendliche Frühstück wurde auch immer kärglicher.

Mir ging nach wie vor die Idee mit der Cessna durch den Kopf, aber ich sah nun immer mehr Probleme, zumal ich versucht hatte, den Motor der Cessna zu starten – was nicht gelang. Das hing wohl damit zusammen, dass ich in Kalifornien immer eine hervorragend gewartete Schulmaschine geflogen war.

Die Cessna Idee war zwar noch präsent aber nicht mehr so drängend und berauschend.

Unser Professor kam gegen Mittag vorbei, aber nur um uns mitzuteilen, dass die Bemühungen uns zu befreien immer noch auf Hochtouren liefen – aber Museveni Schwierigkeiten hätte, Schweden zu verlassen. Er konnte uns aber nicht sagen, welche Schwierigkeiten es dort denn gäbe.

Er machte uns aber Mut, es könne nicht mehr lange dauern und dann erzählte er uns eine abenteuerliche Geschichte von Museveni. Die Details seiner Erzählung ließen uns darauf schließen, dass er über exzellente politische Beziehungen verfügte. Hoffnungsfroh schlossen wir daraus – oder hofften darauf - dass uns diese Beziehungen unantastbar machen würden.

Von Museveni berichtete er, dass dieser in den letzten Wochen mit seinen Mitstreitern eine Verfassung für ein demokratisches Uganda entwickelt habe. Und zwar im österreichischen Dorf Unterolbendorf. Bei

Kraut und Knödel in der Gaststätte "Zum Grünen Jäger". Das Werk trägt den Namen "Unterolbendorfer Manifest". Und es könne sein, dass dieses Manifest vor der Rückkehr Museveni noch einmal überarbeitet werden müsse, um die aktuellen Entwicklungen im Land zu berücksichtigen.

Wir sollten nur Geduld haben. Es würde sich schon alles richten.

Der fünfte und letzte Tag – 30.7.1985

Am fünften Tag blieb das Frühstück aus. Das verärgerte uns. Bier und Mineralwasser gingen auch zur Neige. Udo, der mit Fahrrad und Gitarre aus dem Sudan gekommen war, kam dann am frühen Vormittag in die Lobby gestürzt und rief atemlos, wir sollten dringend kommen. Auf dem Parkplatz stünde ein weißer Mercedes mit einem schwarz-rot-goldenen Ständer und ein Kleinbus. Das können nur Wagen der deutschen Botschaft sein.

So war es denn auch.

Angehörige der deutschen Botschaft in Kampala hatten sich in gepanzerten Wagen die vierzig Kilometer nach Entebbe durchgeschlagen. Sie forderte uns auf, schleunigst unsere Sachen zu packen und mit nach Kampala zu kommen.

Schneller sind wir wohl noch nie gelaufen, um unsere Sachen zu holen.

Ich weiß nicht mehr, wie oft wir auf der Fahrt nach Kampala "Straßenzoll" zahlen mussten. Wilde Gestalten mit gefährlichen Waffen hielten uns immer wieder an. Ich vermute für diese Art von Wegzoll hat die deutsche Botschaft in Kampala eine gut gefüllte Kasse, denn verhandelt wurde nicht.

Kampala sah trostlos aus.

Ausgebrannte Autos versperrten die Straßen, sehr viele Geschäfte waren geplündert. Und in den Nebenstraßen sahen wir in einiger Entfernung Leichen.

Das Hotel, in dem wir vor wenigen Tagen mit Ian das Sun-Downer Ritual gelernt hatten, war völlig ausgebrannt und lag teilweise in Trümmern.

Auf dem Gelände der deutschen Botschaft hatten sich wohl alle Deutschen aus Kampala und Umgebung eingefunden. Manchen sah man die Schrecken der letzten Tage an. Einige, mit denen wir ins Gespräch kamen, hatten buchstäblich nicht mehr gerettet als ihr Leben. Geschäftsleute, Weltenbummler, Priester, Männer, Frauen, Kinder, Studenten, Touristen und Greise – alles hatte sich hierher gerettet. Verglichen mit den Ereignissen der letzten Tage in dieser Stadt konnten wir uns fast glücklich schätzen, in Entebbe eingeschlossen und "beschützt" gewesen zu sein.

Die Fahrt nach Nairobi

In der Botschaft wurde ein Konvoi aus fünf LKWs zusammengestellt. Er sollte uns nach Nairobi bringen. Der große deutsche Bundesadler versprach uns schützen und sollte uns freies Geleit geben. Immerhin mussten wir auf dem Weg nach Nairobi noch rund 50 km durch Uganda fahren. Bis zum Grenzort Busia. So die Theorie und der fromme Wunsch, dass der Adler uns tatsächlich schützen möge.

Die Theorie hatte die Rechnung jedoch ohne Basilio Okello gemacht: ein Namensvetter von Olara Okello, den Kopf des Putsches.

Bei der ersten Straßensperre östlich von Kampala wurden wir von Soldaten angehalten.

Sie studierten akribisch unsere von der deutschen Botschaft ausgestellten Papiere und befanden, diese seien nicht in Ordnung. Auf Diskussionen ließen sie sich nicht ein. Unter schwerer Bewachung wurden wir ins das waffenstarrende Hauptquartier der aufständischen Truppen gebracht. Nach mühsamen, langen Verhandlungen mit Herrn Okello bekamen wir schließlich neue Papiere und einen militärischen Begleitschutz.

Wir brauchten für die Fahrt bis zur Grenze rund vier Stunden.

Es waren nicht nur die vielen road-blocks, die die Fahrt verzögerten, es war auch das Wetter!

Tropische Gewitter und sturzartig Regen ließen die Fahrt auf den Ladeflächen der fünf LKWs nicht angenehm werden. Schnell waren wir uns auf unserem Lkw einig, dass wir es auf keinen Fall mit einem blitzabhaltenden Faradayschen Käfig zu tun haben würden. Hoffnungsvolle Unsicherheit bestand aber in der Frage, ob nicht doch die Gummireifen einen gewissen Schutz vor Blitzen bieten würden. Jedenfalls verkürzte die Diskussion die Fahrt an die Grenze – ohne dass ein Blitz uns traf.

Vor dem Grenzzort Busia hatte sich eine riesige Menschenmenge gebildet. Tausende mögen es gewesen sein. Alle hatten nur einen Wunsch: raus hier!

Wir stellten uns auf eine lange Wartezeit ein. Aber hier erwies sich der von Herrn Okello organisierte Begleitschutz als außerordentlich nützlich: man winkte uns durch die Menschenmenge und nach kurzer Zeit waren wir in Kenia – um tief durchzuatmen!

Hier warteten Busse der deutschen Botschaft auf uns. Bequeme, moderne, angenehme und vor allem regensichere Busse. Die Fahrt nach Nairobi war entspannt. Vor unserem Hotel erwarteten uns aber dutzende Reporter und viele Fernsehsender. Auch die deutschen. Wir hatten nicht erwartet, dass die Öffentlichkeit uns Keniaflüchtlingen so viel Aufmerksamkeit schenken würde.

Angekommen in einem bequemen Hotelzimmer meldete ich bei der Rezeption als allererstes ein Ferngespräch nach Berlin an. Und als ich meine Frau am Apparat hörte, verließen mich zum ersten Mal in diesen Tagen die Nerven.

Das Sahnehäubchen auf dem Abenteuer

Am nächsten Morgen wurden wir früh vom Deutschen Botschafter in seinen Amtsräumen erwartet.

Er beglückwünschte uns zum glücklichen Ausgang der Ereignisse und dass wir nun in Sicherheit wären.

Er hatte diese paar Worte kaum ausgesprochen, da fuhr er fort, er habe mit seinem Sekretär in der Nacht noch schnell die Kosten der Rettungsaktion durchgerechnet. Auf jeden von uns würden 100 DM zukommen. Er machte eine kurze Pause und ergänzte, hinzu käme allerdings noch das Kilometergeld für die botschaftseigenen Fahrzeuge.

Deutschland hatte uns wieder!